

Das Prinzip des unzureichenden Grundes, Motive und Statistik

Im Mann ohne Eigenschaften spielt das Prinzip des unzureichenden Grundes, auch »PDUG« (MoE 134) eine entscheidende Rolle. Man kann darin Musils Antwort auf eine der Grundfragen des Romans sehen, auf die Frage, wie es zum Ersten Weltkrieg kommen konnte, aber auch allgemeiner auf die Frage, warum Dinge geschehen oder ausbleiben. Der Krieg ist als Fluchtpunkt des gesamten Buches bestimmend. Zwar werden weder Mobilisierung noch Kriegsgeschehen in den von Musil fertiggestellten und zur Publikation freigegebenen Romanteilen direkt thematisiert, doch von den ersten Kapiteln an erleben wir Kakanien als Reich, dem infolge des Krieges der Untergang unmittelbar bevorsteht. Nimmt man Musils Prinzip des unzureichenden Grundes ernst, so gibt es keinen Zweifel daran, dass der Erste Weltkrieg Gründe und Hintergründe hatte, dass diese allerdings für sich betrachtet nicht ausreichen, um das Geschehen plausibel zu machen. Musil positioniert sich damit im Widerspruch zu zwei Haltungen: er stellt sich gegen das Ablehnen jeglicher Verantwortung einerseits (»der Krieg war ein Unglück, das völlig überraschend und unvorbereitet über die Menschen hereinbrach«) und gegen Schuldzuweisungen andererseits.¹ Denn keiner der Gründe dafür, dass es zum Ersten Weltkrieg kam, kann ihn abschließend erklären, es gibt immer noch weitere Umstände, die auch zu berücksich-

1 Vgl. Honold, Alexander, »Hysteron Proteron. Zur Verschränkung von Krieg und Roman im *Mann ohne Eigenschaften*«, in: Musil-Forum 2015/16, Vol. 34, S. 5-29, hier: S. 11.

tigen wären. Der Roman muss also einerseits mit der Tatsache umgehen, dass der Krieg zur historischen Wirklichkeit wurde, und erzählen, wie es dazu kam. Andererseits erscheint der Krieg nie als Notwendigkeit, er bleibt immer ein kontingentes Ereignis, das nicht grundlos, aber eben doch unzureichend begründet zur historischen Tatsache wurde. Im Roman führt diese Spannung zur Omnipräsenz des Kriegstopos im gesamten Verlauf, zumindest des ersten Teils. Doch bleibt er Folie für anderes Geschehen, das sich vor ihm abspielt. Der Krieg wird in der Romanhandlung zum unendlich Aufgeschobenen, das als erklärter Endpunkt des Romans doch innerhalb des Textes nur eine Möglichkeit bleibt.

Doch leistet das PDUG bei genauer Betrachtung noch deutlich mehr, als diese historische Fragestellung des Romans klären zu helfen. Das Prinzip des unzureichenden Grundes lässt sich auch als eine literarische Gestaltungsweise im *Mann ohne Eigenschaften* verstehen, der Roman als dessen Umsetzung. Denn auch er lehnt die Frage nach Hintergründen weder ab, noch lässt er sich zu vereinfachenden Welt-erklärungen hinreißen. Im Gegenteil ergeht er sich in ausufernden Variationen, was hätte sein können und unter bestimmten Umständen werden könnte. Musils Methode könnte man, in Analogie zu Ulrichs Ideal vom hypothetischen Leben,² hypothetisches Schreiben nennen. Oder besser noch als eine besondere Form essayistischen Schreibens, da Musils Anliegen sicher nicht darin besteht, vorformulierte Thesen zu veri- oder falsifizieren.³ Keinerlei Weltsicht oder Theorie lässt sich

2 »Aus der frühesten Zeit des ersten Selbstbewußtseins der Jugend, die später wieder anzublicken oft so rührend und erschütternd ist, waren heute noch allerhand einst geliebte Vorstellungen in seiner Erinnerung vorhanden, und darunter das Wort ›hypothetisch leben‹. Es drückte noch immer den Mut und die unfreiwillige Unkenntnis des Lebens aus, wo jeder Schritt ein Wagnis ohne Erfahrung ist, und den Wunsch nach großen Zusammenhängen und den Hauch der Widerruflichkeit, den ein junger Mensch fühlt, wenn er zögernd ins Leben tritt.« (MoE 249).

3 Vgl. zum Essayismus Wolf 2010 S. 207; Frey, Hans-Jost, »Musils Essayismus« in: Ders. *Der unendliche Text*, Frankfurt a.M. 1990: Suhrkamp, S. 231-261, hier: 235f., Bouveresse, Jacques, »Genauigkeit und Leidenschaft. Das Problem des Essays

im Roman auffinden, die nicht unmittelbar gebrochen, ironisiert und durch ihr Gegenteil infrage gestellt würde. Damit sperrt sich Musils Werk insgesamt dagegen, als Aussage dingfest gemacht zu werden oder in der Vielzahl möglicher »Teillösungen«⁴ selbst eine Stellung zu beziehen, die nicht jederzeit wieder kontextualisiert, relativiert, ergänzt oder ersetzt werden könnte. Das macht den Roman klar anti-ideologisch,⁵ ohne dass er auf inhaltlicher oder formaler Ebene deshalb beliebig würde. Das PDUG ermöglicht Erzählen, das die beiden Gefahren Vereinfachung und Chaos gleichermaßen umschifft. Üblicherweise sei die Vereinfachung laut Musils Erzähler eine dem Erzählen inhärente Methode, um Chaos zu bannen (vgl. MoE 650), einen Effekt der Beruhigung und den Anschein einfacher Kausalketten zu erzielen. Das wirft die Frage auf, wie in der Kunst Unfälle und andere kontingente Ereignisse einer unordentlichen Welt angemessen dargestellt werden können.

Das PDUG als Triebfeder von Geschehen im Roman

Treffenderweise taucht der Begriff »Prinzip des unzureichenden Grundes« im Roman bei einer Zufallsbegegnung zwischen Ulrich und Leo Fischel auf. In einer Situation also, wo es sofort einleuchtet, denn selbstverständlich lassen sich zahlreiche Gründe dafür angeben, warum Leo

und des Essayismus im Werk Robert Musils«, in: Rosemarie Zeller, Mathias Luserke-Jaqui, (Hg.) *Studien zur Literatur der Klassischen Moderne*, Berlin 2007: De Gruyter, S. 1-56, insbesondere S. 30.

- 4 »Die Literatur hat nicht die Aufgabe zu schildern, was ist, sondern das was sein soll; oder das, was sein könnte, als eine Teillösung dessen, was sein soll.« Vgl. Musil, Robert, *Tagebücher*, 2 Bde, hg. v. Adolf Frisé, Reinbek 1976: Rowohlt, hier: Band I, S. 180. Im Folgenden mit der Sigle T abgekürzt.
- 5 In diesem Zusammenhang ist die Entstehungszeit des Romans nicht zu vernachlässigen, viele Entwürfe und Tagebucheinträge setzen sich mit Gleichschaltung auseinander, Vgl. dazu Grill, Genese, *The World as Metaphor in Robert Musil's »The Man without Qualities«*, Rochester, New York 2012: Camden House, S. 17.

Fischel auf einem Platz der Stadt Wien Ulrich begegnet, der aufs Geratewohl sinnierend durch die Straßen streift. Doch auch die Kontingenz der Begegnung ist völlig evident, es ist keine in irgendeiner Weise notwendige Begegnung – ohne Zweifel: »es hätte auch anders kommen können.« (MoE 131)

Auf der Ebene des literarischen Texts ist das ungeplante Treffen gleichwohl nicht überraschend oder unvorbereitet. Es unterbricht Ulrichs Überlegungen zum Zeitgeschehen, zu der Spannung von fertig Vorgefundenem und Selbst-Gestaltetem im vorigen 34. Kapitel, betitelt mit »Ein heißer Strahl und erkaltete Wände« (MoE 128). Diese Gedankengänge beginnen damit, dass Ulrichs Wahrnehmung sich solcherart verändert, dass er die Dinge in der Zufälligkeit ihres Gewordenseins erlebt.

Ich bin nur zufällig, feixte die Notwendigkeit; ich sehe nicht wesentlich anders aus als das Gesicht eines Lupuskranken, wenn man mich ohne Vorurteil betrachtet, gestand die Schönheit. Im Grunde gehörte gar nicht viel dazu; ein Firnis war abgefallen, eine Suggestion hatte sich gelöst, ein Zug von Gewohnheit, Erwartung und Spannung war abgerissen, ein fließendes, geheimes Gleichgewicht zwischen Gefühl und Welt war eine Sekunde lang beunruhigt worden. (MoE 128)

Unter diesem Eindruck beschließt Ulrich seinen Freunden Walter und Clarisse einen Besuch abzustatten und den Weg »ganz langsam zu Fuß zurückzulegen.« (MoE 129). Angesichts seines »gymnastisch durchgebildeten« Körpers, dessen antrainierte permanente Kampfbereitschaft ihm in seiner momentanen Geistesverfassung unangemessen vorkommt, läuft auch Ulrich seinen eigenen Gewohnheiten zuwider, einen anderen, friedlichen Gang: »freundlich und nachgiebig« (ebd.) versucht er seinen Weg fortzusetzen.⁶ Auch seine Gedanken nehmen einen weniger verfestigten Zustand an, indem Ulrich sich seiner Jugend erinnert. Und es bleibt nicht nur bei der Erinnerung, schließlich

6 Das spiegelt den Gang, den der Roman insgesamt einschlägt, wenn er anstelle des direkten Marschs in den Krieg verschiedene friedliche Um- und Abwege einschlägt.

legt Ulrich ja einen Weg zurück, der ihn, wie oben zitiert, in die Vergangenheit, zu den Freunden seiner Jugend führen soll. Dabei erreicht er schon unterwegs einen dem Jugendalter ähnlichen Zustand. Er fühlt sich »[n]ach der eintönigen Anspannung seiner Gedanken in den letzten Tagen [...] aus einem Kerker in ein weiches Bad versetzt.« (MoE 129)

Der Jugend wird hier eine Geisteshaltung zugeschrieben, die noch kaum erstarrte Gewohnheiten aufweist. Das ermöglicht die Erkenntnis wechselseitiger Beeinflussung vom einzelnen Menschen und seinen Lebensbedingungen, von aktiver Wahl und passivem Geformt-Werden. Das ist die Einsicht, »daß das Leben, das sie führen, und das sie führt, die Menschen nicht viel, nicht innerlich angeht.« (Ebd.) Auch wehre sich die Jugend gegen die (immer willkürliche) Festlegung auf einen von Konventionen diktierten Lebenslauf. So heißt es einige Zeilen später, von Ulrichs jungen Jahren, dass in seinem

siedenden Begehren eine quälende Ahnung des Gefangenwerdens gelegen habe; ein beunruhigendes Gefühl: alles, was ich zu erreichen meine, erreicht mich; eine nagende Vermutung, daß in dieser Welt die unwahren, achtlosen und persönlich unwichtigen Äußerungen kräftiger widerhallen werden als die eigenen und eigentlichen. (Ebd.)

Das Gefangenwerden und die Gefangenschaft treten ein, wenn das »Seinesgleichen, dieses von Geschlechtern schon Vorgebildete, die fertige Sprache, nicht nur von der Zunge, sondern auch der Empfindungen und Gefühle« (ebd.) Herrschaft gewinnt, das Konventionelle in seiner Wahrheit und Wirklichkeit nicht mehr angezweifelt wird. Eine Situation also, unter der fast alle Romanfiguren Ulrichs Generation zu leiden scheinen. Insbesondere natürlich der Mann ohne Eigenschaften selbst, der mit seiner Eigenschaftslosigkeit einer solchen verfestigten Auffassung von Wirklichkeit zu entgehen sucht, aber auch Clarisse, die mit ihrer von Nietzsche-Lektüre gespeisten Genie-Verehrung alles Bürgerlich-Bequeme ablehnt, und Moosbrugger, der die Ordnung der Gesellschaft in Gestalt der Handwerksmeister, Psychiater, Juristen und Pfarrer immer als Gewalt erfährt.

Indem Ulrich seine Karrierewege und Wohnorte wechselt, versucht er der Unausweichlichkeit des scheinbar Notwendigen, Folgerichtigen zu entgehen und sich davon frei zu halten.

Bereits auf dem Weg, vor der Begegnung, bei der er das PDUG konstatiert, ist Ulrich gedanklich mit der Zufälligkeit alles scheinbar Notwendigen beschäftigt. Insofern erscheint es keineswegs unbegründet, dass er Leo Fischel gegenüber das zu seiner Stimmung passende Prinzip, eben das des unzureichenden Grundes, aufstellt. Umso weniger, als Leo Fischel selbst ebenfalls eine Erscheinung aus Ulrichs Jugend ist. Der Protagonist war als des Bankprokuristen »jüngere[r] Freund aus früheren Zeiten [...] bei seinem letzten Aufenthalt« in Wien mit Fischels »Tochter Gerda recht befreundet gewesen« (MoE 133).

Das PDUG steht in einem Zusammenhang mit dem Begriff der Wahrheit. Doch ist es interessant, auf welche Weise Ulrich das Prinzip des unzureichenden Grundes in den Text einführt. In der Tat nämlich lässt sich nicht vollständig begründen, welche Absicht er verfolgt, weshalb er Leo Fischel gegenüber dieses Prinzip aufruft. Lesend ist man sich nicht sicher, ob er damit Fischels Frage beantwortet, oder eher die eigenen Gedanken fortspinnt. Ebenso wie Ulrich »aus seiner Stimmung aufgeschreckt und doch diese fortsetzend« (MoE 134) agiert, gründet auch Leo Fischels Verhalten auf Eindrücken und Gedankengängen dieses Tages. Er hatte, so wird beschrieben, bevor er ausging »ein Rundschreiben des Grafen Leinsdorf entdeckt, das er schon des längeren zu beantworten vergessen hatte, weil sein gesunder Geschäftssinn vaterländischen Aktionen, die von hohen Kreisen ausgingen, abhold war.« (MoE 133) Die in diesem Brief dreifach auftauchende Formulierung »der wahre«, durch die Leo sich irritiert fühlt, bringt ihn dazu, Ulrich unmittelbar zu fragen, »was er sich eigentlich unter »wahrer Vaterlandsliebe«, »wahrem Fortschritt« und »wahrem Österreich« vorstelle«. (MoE 134)

Ulrichs Replik, »Das PDUG« (ebd.) ist zugleich Antwort auf die Frage und keine Antwort auf die Frage. Damit verhält sie sich ebenso wie die Gründe, die bei Anwendung des PDUG ja einerseits existieren, andererseits aber niemals valide Gründe sind, weil sie in keinem Fall als Erklärung zureichen. Eine benennbare Ursache als eindeutiger Grund

dafür, dass etwas geschieht, lässt sich nicht ausmachen. Mit dem Prinzip des unzureichenden Grundes wird das Unbehagen am Begriff der Wahrheit, das auch Leo Fischel verspürt, auf einen Namen gebracht. Irgendwie scheint das PDUG parallel ohne Berührungspunkte zur Idee des Wahren zu stehen, diese aber dennoch als unhaltbar zu entlarven. Denn die Suche nach dem Wahren droht in der kontingenten Welt zur bloßen Konvention zu werden und damit ihr eigenes Ideal zu verraten:

In der gleichen Weise hatte das Streben nach Wahrheit sein Inneres mit Bewegungsformen des Geistes angefüllt, es in gut gegeneinander exerzierende Gruppen von Gedanken zerlegt und ihm einen, streng genommen, unwahren Ausdruck gegeben, den alles, sogar die Aufrichtigkeit selbst in dem Augenblick annimmt, wo sie zur Gewohnheit wird. (MoE 129)

Für Ulrich verkommt die wissenschaftliche Methode von der Suche nach Wahrheit zur unhinterfragten »Gewohnheit«. Vom Roman lässt sich das Gegenteil sagen: So führt bei der Lektüre das Nachverfolgen der fehlenden Gründe zu einer neuen Wahrheitssuche, die Kategorisierungen als zufällig und unnötig demaskiert. Die Unordnung aber, die daraufhin auszubrechen droht, wird poetisch gegliedert und in eine »selbstschöpferische[r] Ordnung«⁷ gebracht. Und dieser Prozess wird als organisches Wachstum mit dem »Leben« enggeführt. In einem Tagebucheintrag Musils heißt es: »Die ganze Aufgabe ist: Leben ohne Systematik aber doch mit Ordnung. Selbst-schöpferische Ordnung. Generative O.[rdnung]. Eine nicht von a bis z festgelegte Ordnung, sondern eine im Schritt von n auf n+1. Vielleicht auch Richtung statt Ordnung. Bzw. Gerichtetheit.«⁸

Die gesuchte sich selbst erschaffende Ordnung steht im Widerspruch zur Teleologie wie zu Vorstellungen von kausaler Notwendigkeit. Weder ist es klar, wo die Handlung hinführt noch auf welchem Wege. Eine solche Lebensführung delegiert Musil an Ulrich. Damit verknüpft sich die Suche nach einer wandelbaren und nicht starren

7 Musil T, Bd I, S. 653.

8 Ebd.

Lebensform mit der Entstehung eines Romans jenseits der fixen Planung, aber auch jenseits von aleatorischem Schreiben, das willkürlich Unzusammenhängendes aneinanderreihet.

Im Sinne dieses generativen Wachsens taucht etwa Ulrichs Erwähnung des Prinzips des unzureichenden Grundes zwar plötzlich, aber keineswegs unmotiviert auf. Ebenso entfaltet das PDUG sogleich nach seiner Erwähnung eine Wirkung und zeitigt selbst das weitere Geschehen (indem es auch dessen Narration durch den Erzähler beeinflusst). Gerade das Fehlen zureichender Gründe wird zur Triebfeder des Geschehens. Das legt der Titel des folgenden Kapitels nahe: »Dank des genannten Prinzips besteht die Parallelaktion greifbar, ehe man weiß, was sie ist« (MoE 135).

Der Zusammenhang zwischen Ulrichs Erwähnung des PDUG im 35. Kapitel und dessen Fortleben im Roman ist gewiss nicht kausaler Natur. In Musils Konzeption einer unfesten und ergebnisoffenen, vielleicht auch ergebnislosen Ordnung, die nicht einmal einer eindeutigen Richtung folgt, sondern nur einer Gerichtetheit, – also kaum mehr als der Aufmerksamkeit dafür, wohin es geht – funktionieren Übergänge, Entwicklungen und Fortschreibungen nicht nach Gründen. Nicht, weil Ulrich das Prinzip nennt, entfaltet es eine Wirkung. Erwähnung und Wirkung stehen hier in einem Verhältnis, das mit einem Begriff, den Musil selbst verwendet, als motivischer Zusammenhang beschrieben werden kann.⁹

9 Den Begriff des Motivs benutzt auch Schopenhauer in seiner Dissertation »Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde«, als Prinzip der Kausalität in menschlichem Handeln: »Die Motivation ist die Kausalität von innen gesehen« Vgl. Schopenhauer, Arthur, »Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde«, in Ders., .: *Kleinere Schriften I*, Diogenes, Zürich, 1977 (Erste Auflage 1813, zweite Auflage 1847), S. 162.

Erzählen, Kausalität und Motiv

Das Motiv wäre das Gegenbild zur Kausalität, die Musil als Paradigma des Erzählens ansieht und gegen die er opponiert.¹⁰

Im viel besprochenen Heimweg-Kapitel, dem vorletzten des ersten Bandes, wird Ulrich bewusst, worauf die beruhigende Wirkung der »erzählerischen Ordnung« zurückzuführen ist.

Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie der Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten »Faden der Erzählung«.¹¹ (MoE 650)

Diese lineare, erzählerische Ordnung ist eine künstliche und scheinhafte Ordnung, die der immer komplexen Struktur der Ereignisse nicht gerecht wird. Mehr noch: auch Inhalt und Qualität des Geschehenen vermittelt das vereinfachte chronologische Erzählt-Werden nicht. Seine eigentliche Funktion ist nichts anderes, als die Illusion von Überblick, von Handhabbarkeit und damit Beruhigung zu erzeugen: »Es mag ihm Schlechtes widerfahren sein, oder er mag sich in Schmerzen gewunden haben: sobald er imstande ist, die Ereignisse in der Reihenfolge ihres zeitlichen Ablaufes wiederzugeben, wird ihm so wohl, als schiene ihm die Sonne auf den Magen.« (MoE 650)

Dies sei kein Mangel des Erzählens, im Gegenteil, gerade darin bestehe seine Absicht. Die reduktionistische Funktion habe der Romanform zu ihrer Beliebtheit verholfen. Sie entspricht einem Weltverhältnis, das sich in Hinblick auf Gründe in chronologischen Abläufen ver-

10 Kevin Mulligan ordnet den Begriff des Motivs in die österreichische Denktradition von »Bolzano bis Wittgenstein« ein. Als ästhetisches Prinzip steht er für die Untrennbarkeit von Inhalt und Form. Vgl. Mulligan, Kevin, »Musils Analyse des Gefühls« in: Bernhard Böschstein, Marie-Louise Roth (Hg.) *Hommage à Musil*, Bern, Berlin u.a. 1995: Lang, S. 87-110, vor allem S. 105ff.

11 Zur Faden-Metapher im Erzählen vgl. Vogel Juliane, »Verstrickungskünste, Lösungskünste. Zur Geschichte des dramatischen Knotens« in: *Poetica* 40 (2008), S. 269-288.

ortet und so über diese Kontrolle zu gewinnen trachtet, und sei es nur rückwirkend in der verkettenden Narration.

Das ist es, was sich der Roman künstlich zunutze gemacht hat: der Wanderer mag bei strömendem Regen die Landstraße reiten oder bei zwanzig Grad Kälte mit den Füßen im Schnee knirschen, dem Leser wird behaglich zumute, und das wäre schwer zu begreifen, wenn dieser ewige Kunstgriff der Epik, mit dem schon Kinderfrauen ihre Kleinen beruhigen, diese bewährteste ›perspektivische Verkürzung des Verstandes‹ nicht schon zum Leben selbst gehörte. Die meisten Menschen sind im Verhältnis zu sich selbst Erzähler. Sie lieben nicht die Lyrik, oder nur für Augenblicke, und wenn in den Faden des Lebens auch ein wenig ›weil‹ und ›damit‹ hineingeknüpft wird, so verabscheuen sie doch alle Besinnung, die darüber hinausgreift: sie lieben das ordentliche Nacheinander von Tatsachen, weil es einer *Notwendigkeit* gleichsieht, und fühlen sich durch den Eindruck, daß ihr Leben einen ›Lauf‹ habe, irgendwie im Chaos geborgen.¹² (MoE 650)

Es ist offensichtlich, dass sich dieser Eindruck bei der Lektüre von Musils Werk nicht einstellt. Nichts im *Mann ohne Eigenschaften* erscheint notwendig. Jeder Gegebenheit werden die Möglichkeiten, dass es anders sei oder anders verstanden werden könnte, miteingeschrieben. Die Perlenschnur des chronologischen Erzählens verfilzt zu einem Gewebe,

12 Hervorhebung NI. Nicht nur die Literatur, auch die klassische Mechanik lebt von der Kausalität und dem Determinismus, in dem selbst noch das Unvorhergesehene rückblickend zum Notwendigen wird und als kathartische Erfahrung des Erhabenen erscheint. Vgl. dazu, allerdings mit positivem Bezug auf den Eindruck von Notwendigkeit die Ausführungen von Simone Weil: »Um uns bemerken zu lassen, welch reinigende Wirkung vom Schauspiel und von der Erfahrung der Notwendigkeit ausgeht, reichen einige wenige wunderbare Lukrez'sche Verse hin. Das überstandene Unglück ist eine Reinigung dieser Art. Und genauso ist die klassische Wissenschaft [...] eine Reinigung, da sie versucht in allen Erscheinungen die unerbittliche Notwendigkeit zu erkennen ...« Weil, Simone, *Sur la science*, Paris 1966: Gallimard, S. 131, Übersetzung aus: Agamben, Giorgio, *Was ist Wirklichkeit? Das Verschwinden des Ettore Majorana*, Berlin 2020: Matthes und Seitz, S. 30.

dessen Fäden ineinandergreifen, wobei die Verbindungen auf unterschiedlichen Ebenen liegen. Mal sind es inhaltliche motivische Berührungspunkte, mal sprachliche Kongruenzen. Nicht nur verweisen die Elemente des Romans aufeinander, sie rufen auch externe Texte aus der Literatur- und Wissenschaftsgeschichte sowie zur Entstehungszeit aktueller Forschung auf. Es kann als impliziter Anspruch dieses Romans gelten, eine Form zu finden, die dem »primitiv Epische[n]« (MoE 650) nicht entspricht. Das ist eine Form, die passiv ist, weil das Geschehen nicht zuvor geplant und vollkommen gesteuert abläuft, die Kontrolle ist zu einem bestimmten Grad aufgehoben. Es ist ungewiss, wohin die Erzählung führt, und wie sich das entscheidet. Zugleich hat diese Haltung aber eine gesteigerte Aktivität in sich. Es wird nicht gelenkt, nicht regiert, aber um dem dynamischen selbstgenerativen Prozess folgen zu können, um die ästhetische Form nicht völlig preiszugeben, bedarf es einer besonderen Aufmerksamkeit, einer geistigen Beweglichkeit und Flüssigkeit des Denkens. Dieser geistige Aktivismus sorgt dafür, dass die Spannkraft zwischen Sinnlosigkeit und vorherbestimmter Gestalt maximal bleibt. Ein Zuviel an Aktivismus, an Steuerung des Prozesses würde diesen blockieren, zu viel Passivismus dagegen zum Bedeutungsverlust führen. Dazwischen liegt ein aktiver Passivismus des Erzählens, für den noch die abgegriffensten Formeln der Narration zum Motiv werden, das sich mehrsinnig auf andere hin ausrichtet und so wieder in eine mehrdimensionale Gedankenkette eingeht, die Form und Inhalt zu höchster Mehrdeutigkeit verwebt.

Das zeigt sich unter anderem deutlich in der Zeitstruktur der Romankapitel, die außer der Verortung im Jahr 1913 kaum klare Zuordnungen gestatten.¹³ Man kann kaum beurteilen, in welchem zeitlichen

13 Eine Ausnahme von dieser zeitlichen Verwirrung bildet das erste Kapitel, das explizit einen sommerlichen August-Tag als Ausgangspunkt wählt. Ein Umstand der häufig als Vorbedeutung auf die im August 1914 erfolgende Mobilisierung gedeutet wird. Vgl. Honold, Alexander, *Die Stadt und der Krieg: Raum- und Zeitkonstruktion in Robert Musils Roman »Der Mann ohne Eigenschaften«*, München 1995: Fink, S. 80.

Verhältnis Kapitel zueinander stehen, ob der Roman überhaupt chronologisch erzählt wird, oder in der Reihenfolge der Ereignisse springen mag.¹⁴ Nur sporadisch werden direkte Zusammenhänge zwischen einzelnen Handlungssträngen (etwa zwischen den Sphären Moosbrugger, Parallelaktion, Walter und Clarisse) hergestellt, viel häufiger geschieht dies durch Übereinstimmungen auf motivischer Ebene. Auf die Spitze getrieben wird die Ablehnung des linearen Erzählfadens in der Darstellung der Jahreszeiten. Nahezu immer, wenn sie erwähnt werden, scheinen mehrere Jahreszeiten simultan zu bestehen. Etwa im 28. Kapitel, in dessen Schlussabsatz Ulrich ans Fenster tritt und den »jahreszeitenlosen Frühlingstag im Herbst« (MoE 114) betrachtet.¹⁵ Als Wirkung dieser zeitlichen Überlagerungen stellt sich der Eindruck der Zuständlichkeit, des Stillstands ein, der allerdings durch die Gleichzeitigkeit von Gegensätzen gleichsam nicht zur Ruhe kommt und in einer Spannung verbleibt.

Vor dem Hintergrund von Ulrichs Theorie der Narration als Aufreihung von Ereignissen, die einen Eindruck der Ordnung und damit Beherrschbarkeit erzeugen, ist diese Zeitstruktur eine wirkungsvolle Art diskreter Aushöhlung der konventionell verstandenen Romanform. Sie reicht noch in die Weltwahrnehmung jenseits der Literatur, wo sie die häufigen Abweichungen von Chronologie und Begründungsschemata hervortreten lässt.

Anstatt angesichts der illusionären Eigenschaft der Narration das Erzählen aufzugeben, schreibt Musil einen Roman, sogar einen, der als konservativ in der Form gesehen werden kann. Obgleich er keinen radikalen Bruch mit Erzähltraditionen herbeiführt, werden diese unter der Hand erschüttert, wenn nicht ganz umgewandelt oder verabschiedet. Gegen das »primitiv epische« Erzählen, aber auch gegen Literatur, die bewusst (zum Selbstzweck) Genregewohnheiten zerstört, setzt

14 Vgl. Müller-Bach 2013, S. 146f.

15 Vgl. Karthaus, Ulrich, *Der andere Zustand: Zeitstrukturen im »Mann ohne Eigenschaften«*, Berlin 1965; Schmidt; Joo, Ill-Sun, »Ein fließender Raum. Die Zeitauffassung im *Mann ohne Eigenschaften*«, in: Symposium 2017, Vol 71.4, S. 205-217. Zur Zeit im *Mann ohne Eigenschaften* siehe Kapitel zum Schreiben dieser Arbeit.

Musil einen Roman, der auf den ersten Blick klassisch zu funktionieren scheint.¹⁶ Bei näherer Betrachtung aber führt der *Mann ohne Eigenschaften* eine Vieldeutigkeit ins Erzählen ein, die dessen Prämissen erschüttert und sich gegen die beruhigende Wirkung der Eindimensionalität sperrt. Erzählen wird dann zum Erzählen dessen, was kaum noch erzählt werden kann, oder vielleicht gar nicht. Literatur wird zum Grenzgang an der Schwelle zum Übersinnlichen wie zum Unverständlichen. Dies geschieht nicht durch auffällige Anwendung avantgardistischer Methoden, sondern fast unbemerkt, indem auch der Roman zu einem gewissen Grad eigenschaftslos wird, da er Entscheidungen (die eine oder die andere Jahreszeit, die eine oder die andere Aktion, eine Figur so oder anders zu bestimmen) suspendiert. Die Subtraktion von logischen Reihen, von Informationen und kommunikativen Hilfestellungen nimmt dem Roman die Kraft zur souveränen Lenkung der Leseerfahrung und macht ihn zu einem Werk, das erst entstehen muss – nicht zuletzt in der Lektüre, die dem Text erlaubt, sich jedes Mal aufs Neue und immer anders zu generieren.

Eine solche Literatur resultiert nicht nur aus Vorbehalten gegen das Erzählen und die Literatur, sondern auch gegen die Wirklichkeit; eine misstrauische Haltung, für die Kakanien prototypisch ist. Die »passive Phantasie unausgefüllter Räume« (MoE 34) führt zur Sinnentleerung aller Wirksamkeit einerseits, zu einer Steigerung des fiktionalen Vorstellungsvermögens andererseits. Kakanien

war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz und von der großen Phantasie des Nichtgeschehenen oder doch nicht unwiderruflich Geschehenen wie von einem Hauch der Ozeane umspült, denen die Menschheit entstieg. (MoE 35)

16 Andrew F. Erwin betrachtet in seinem Artikel »Musil's Novelistic Essayism« den *Mann ohne Eigenschaften* im Kontext einer Romangeschichte von der Antike bis zum 18. Jahrhundert verwurzelt, die auch dessen Essayismus informiert. Vgl. Erwin, Andrew F., »Musil's Novelistic Essayism. *Der Mann ohne Eigenschaften* and the History of its Genre«, in: *Journal of Austrian Studies*, Vol. 46, No.3, 2013, S. 77-107.

Gerade aus dem Mangel an zureichenden Gründen, der fehlenden Kausalitätsstruktur und damit einhergehenden Möglichkeit zum Anders-Sein ergeben sich neue Gestaltungsweisen. Es liegt darin eine Lösung zum Problem der Willensfreiheit, die nur auf eine noch größere Unfreiheit verweist. Ist man gewöhnlich unfrei, seinem Willen unterworfen, weil man sich für frei hält, kehrt die »negative Freiheit« das Verhältnis um: Nicht handeln zu können, sich als erleidend zu begreifen und den Willen daher aufzugeben, ruft eine höhere Freiheit auf, die zunächst eine Freiheit von der Illusion und Freiheit vom Wollen ist. Später im Roman expliziert Musil sie anhand des Begriffs Motivation oder auch Motiv. In einem Fragment aus dem Nachlass wird das Motiv explizit mit dem »gewöhnlichen« Handeln kontrastiert, das den Gesetzen der Kausalität gehorcht:

In der Mitte steht etwas, das ich Motivation genannt habe. Im gewöhnlichen Leben handeln wir nicht nach Motivation, sondern nach Notwendigkeit, in einer Verkettung von Ursache und Wirkung; allerdings kommt immer in dieser Verkettung auch etwas von uns selbst vor, weshalb wir uns für frei halten. Diese Willensfreiheit ist die Fähigkeit des Menschen, freiwillig zu tun, was er unfreiwillig will. Aber Motivation hat mit dem Wollen keine Berührung; sie läßt sich nicht nach dem Gegensatz von Zwang und Freiheit einteilen, sie ist tiefster Zwang und höchste Freiheit. Ich habe das Wort gewählt, weil ich kein besseres fand; es ist wohl verwandt mit dem Ausdruck Motiv in der Malerei. (MoE 1421)

Das »Ideal des motivierten Lebens« (MoE 250) ist eine der Utopien, die im *Mann ohne Eigenschaften* verhandelt werden.¹⁷ Und offensichtlich steht es mit dem Problem der Freiheit menschlichen Handelns in engem Zusammenhang, und zwar als Möglichkeit zu dessen Überwindung. Kausalität scheint es zu sein, die Freiheit »verkettet«, ihr Ketten

17 Einen Überblick zu den Utopien im Roman bietet die Magisterarbeit von Michael Schmitz, vgl. Schmitz, Michael, »*Bewußter Utopismus« und »Anderer Zustand« – Die Konzeption des Möglichkeitsdenkens in Robert Musils »Der Mann ohne Eigenschaften«*, Norderstedt 1998: Grin.

anlegt. Und die Unfreiheit bleibt immer wirksam, wenn »Wollen« im Spiel ist, im Motiv dagegen werden »Absicht und Wille zerdrückt« (MoE 1421).

Das hebt den Gegensatz auf und zeigt ihn als einen, der seine eigene scheinbare Notwendigkeit mitbringt. Das Wollen, das frei sein soll, führt als seinen Gegenpart die Kategorie des Zwanges ein. Ohne Zwang ist damit keine Freiheit mehr zu haben. Erst dort, wo das Wollen durch die Erkenntnis überall waltender unzureichender Gründe unterminiert ist, tritt eine Freiheit von der Opposition »Zwang und Freiheit« ein. Diese »negative Freiheit« ist keine handlungsmächtige, die zu Taten aufwiegelt, sondern eine, die sich aktiv dem »Nichtgeschehenen« aussetzt. Es ist eine Freiheit von der Wirklichkeit und auch zur Wirklichkeit, nun um das Grundlose und das Unmögliche, das Nicht-Geschehen erweitert.

Motive sind es, die dafür sorgen, dass der Text und damit im weitesten Sinn die »Handlung« des Romans in Ermangelung zureichender Gründe und klarer Vorhaben nicht zum Versiegen kommt. Motive sorgen also für das Fortschreiten und Fortschreiben im Text, das, analog dem »Schlendergang der Welt« (MoE 444), aus Schritten besteht, deren jeder einzelne »nach allen Seiten frei ist, aber von einem Gleichgewicht zum nächsten und immer vorwärts führt.« (MoE 250)

Das Wort »Motiv« ist hier beinahe gleichbedeutend mit »unzureichendem Grund« und steht in wesentlicher Korrelation mit dem Aufgabenfeld der Literatur, dem Bereich des Nicht-Ratioïden.¹⁸ Motive sind hier nicht nur, wie Musil nahelegt, bildlich zu verstehen, sondern auch ganz wörtlich aufzufassen, als Antrieb zu Bewegung. Die Motive im Roman weisen gleich Vektoren in verschiedene, auch entgegengesetzte Richtungen. Obgleich sie »immer vorwärts« führen, entfalten sie nicht selten ein Wirkungsspektrum, das die Struktur linearen Erzählens sprengt, indem zugleich mit der Vorwärtsbewegung retroaktiv Verweise und Bedeutungen aufscheinen. Zum vorantreibenden

18 Der Bereich des Nicht-Ratioïden schließt Rationalität nicht aus, sondern erhält und enthält sie in der Negation, er steht in einem Verhältnis zum Ratioïden. Vgl. Musil GW Bd. 8, S. 1025-1030.

Weiterstreben des Textes, der sonst aus der Balance gerät, kommt die nachträgliche rückwärts orientierte Rekonstruktion, etwa von historischen Gegebenheiten. Dazu treten noch in andere Sinne weisende Motive, und zwar nie allein, sondern in Superposition. Indem die Überlagerung die Gründe bereits geschehener Ereignisse fragwürdig macht, sie epistemologisch wieder in Bewegung bringt, ist sie zugleich der Motor weiteren Geschehens. Damit ist die Überlagerung von Bildern vielleicht eher eine Beweglichkeit denn eine Bewegung. Ist es eine Bewegung, so ist es schwer, ihre Richtung auszumachen; gleich den vielen schlendernden Irrwegen, die der Roman thematisiert und die ihm Struktur verleihen, ist sie nie einsinnig; während sie fortschreitet, wirkt sie zugleich zurück auf das bereits Geschriebene, das bereits Gelesene, stellen dieses jenem zur Seite oder überlagern es. Und diese Verweise ergeben Möglichkeiten der Ausrichtung für das Kommende. So ähnelt der Roman schließlich einem riesenhaften Motiv, der Darstellung eines Zustands, die immer komplexer wird, weil sie nicht nur erweitert, sondern auch überblendet wird.

Damit sprengt der *Mann ohne Eigenschaften* Kausalketten ebenso wie chronologische Reihen und Gegensatzpaare. Er eröffnet so nicht nur einen weiter gefassten Möglichkeitshorizont als ein rein rationales Vorgehen leisten könnte. Durch Motive wird die Aporie der Willensfreiheit gelöst – gerade die Frage, auf die in Moosbruggers Prozess keine konsistente Antwort gefunden wird, und infolge derer das System zum Erliegen kommt. Mit der Möglichkeit einer Begegnung von Freiheit und Zwang in der mittleren Stellung der Motivation, wird das alte Problem wieder in die Beweglichkeit eines »lebendigen« schöpferischen Prozesses überführt. Die »Mitte« fungiert in diesem Fall nicht als statisches Zentrum sondern als unausgefüllter Möglichkeitsraum zwischen zwei traditionell unvereinbar gedachten Gegensätzen.

Das Motiv liefert einen Antrieb, doch ist es auch für den Gehalt verantwortlich. Und zwar auf Ebene der Figuren wie auf der Produktionsebene des Romans. Um es mit den Worten eines Nachlassfragments zu sagen, das Ulrichs Tagebuch entwirft und das ebenso für den Protagonisten wie für seinen Autor gelten könnte:

Das [die Tatsache, daß Ulrich schließlich beinahe alle Lust zum Wirken verlor, N.I.] ist geschehen, weil ich mich durch nichts zwingen lassen wollte, den Bereich der Bedeutung zu verlassen. Motiv ist, was mich von Bedeutung zu Bedeutung führt. Es geschieht etwas oder es wird etwas gesagt, und das vermehrt den Sinn zweier Menschenleben und verbindet sie durch den Sinn, und was geschieht, welchen physischen oder rechtlichen Begriff es darstellt, bleibt dabei ganz gleichgültig, es gehört überhaupt nicht dazu. (MoE 1425f.)

Auch hier ist das Motiv bewegend und stiftet Bedeutung. In der Vermehrung von Sinn, die gemeinschaftlich – zu zweit – geschieht, entgrenzt es das Subjekt. Dem Leben wird etwas Bedeutendes hinzugefügt, aber auch etwas abgezogen. Die konformistisch ausgerichtete Wirklichkeit der Begriffe kommt in der Wirkweise des Motivs nicht vor. Die Sprache der Arbeit, des Wissenschaftlichen und Juridischen kommen erst dann dazu, wenn sie durch den Sinn hereingeholt werden; dann aber ebenso neu belebt wie die Verbindung zweier Menschen und deren Sinnfülle.

Negative Theodizee

Mit seiner Definition des Prinzips des Unzureichenden Grundes beruft sich Ulrich explizit auf die Begriffsgeschichte, indem er Leo Fischel als »Philosophen« anspricht und das PDUG aus dessen Negation, dem »Prinzip des zureichenden Grundes« heraus erklärt:

Sie sind doch Philosoph und wissen, was man unter dem Prinzip des zureichenden Grundes versteht. Nur bei sich selbst macht der Mensch davon eine Ausnahme; in unserem wirklichen, ich meine damit unserem persönlichen Leben und in unserem öffentlich-geschichtlichen geschieht immer das, was eigentlich keinen rechten Grund hat. (MoE 134)

Joseph Vogl fasst in seiner Untersuchung *Über das Zaudern* das PDUG als Gegenbild zu Leibniz' Theodizee auf. Im *Mann ohne Eigenschaften* haben sich das

Reich der Ereignisse und das Reich der Gründe [...] voneinander entfernt und lassen die damit erschaffene Welt ganz anti-leibnizianisch und allenfalls in Gestalt einer ›prästabilierten Disharmonie‹ (MoE 1207) erscheinen. Man hat es hier nicht mehr mit einer barocken Vielfalt möglicher Welten zu tun, sondern mit einer endlichen Welt alles Möglichen.¹⁹

Während bei Leibniz die »Dissonanz [...] nur der Harmonie [dient], in welche sie sich verwandeln muß«, ²⁰ ist eine solche Auflösung der Spannungen am Vorabend des Ersten Weltkrieges nicht in Sicht. Anstelle von Harmonie steht der massive Gewaltausbruch bevor, dessen Gründe im Dunklen bleiben.

Peter Deibler, dessen Abhandlung im Titel die Frage aufwirft: *Ist der Mann ohne Eigenschaften ein Gottsucher?*, findet in Musils PDUG dagegen gerade die Welterfahrung wieder, die auch Leibniz schildert:

Denn weder in einem einzelnen noch in der ganzen Ansammlung und Reihe der Dinge kann der zureichende Grund für deren Dasein gefunden werden [...] Man wird daher, wie weit man auch auf frühere Zustände zurückgeht, niemals in den Zuständen einen vollen Grund finden, warum überhaupt eine Welt und warum eine solche besteht.²¹

Einen wesentlichen Unterschied scheint es zu geben zwischen vergeblicher Ursachenforschung im Leibnizschen Sinn und der Ulrichs. Selbst wenn man annimmt, dass Ulrich nicht nur ein Gottsucher ist, sondern dass er einen Gott auch findet, lässt Musil keinen Zweifel daran, dass

¹⁹ Vogl 2008, S. 64f.

²⁰ Deibler, Peter, *Ist der Mann ohne Eigenschaften ein Gottsucher?*, Frankfurt a.M. 2003: Lang, S. 151.

²¹ Leibniz, Gottfried Wilhelm, »De rerum originatione radicali«; in: Ders., *Fünf Schriften zur Logik und Metaphysik*, Stuttgart 1966: Reclam, S. 39; vgl. auch Deibler 2003, S. 33.

Ulrichs Gott andere Züge trägt als der Gott Leibniz'. Denn Ulrichs Gott ist ein Zauderer oder Zweifler. Er verfügt über Möglichkeitssinn und ist damit ein Schöpfer von Potentialität und vorläufiger Wirklichkeit. Nicht nur der Menschheit ist der Blick auf den Grund versperrt, Musils Gott selbst erschafft ohne zureichende Gründe gleichsam nur hypothetisch.

Bei Leibniz besteht der Grund für die Unerkennbarkeit der Ursachen »in einer ersten Wahl Gottes [...], der die wirkliche Welt nach dem Maß ihrer höchsten Perfektion aus allen anderen möglichen Welten wählt. Und Gott wählt wohl immer das Beste.«²² Im *Mann ohne Eigenschaften* lässt sich eine solche Wahl nicht mehr behaupten. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang der im fünften Kapitel des Romans erwähnte Schulaufsatz Ulrichs, in dem der Schüler Gott unterstellt, er mache die Welt »und denke dabei, es könnte ebenso gut anders sein.« (MoE 19) Von einer besten Möglichkeit, einer besten aller Welten kann hier also keine Rede mehr sein. Es scheint geradezu, dass sich erst durch das experimentelle Erschaffen auch für Gott erweist, wie seine Welt ist und sein kann, ob sie sein kann. So werden in einer »Umkehrung der Theodizee«²³ nicht die Gründe entscheidend für den Lauf der Geschichte und dafür, dass Dinge geschehen, sondern gerade das PDUG. Weil sämtliche Gründe unzureichend sind, passiert etwas in der Welt. Eine begründete Welt wäre eine des Stillstands.

Eine weitere Differenz zu Leibniz (und nicht nur zu diesem) liegt in der Tatsache begründet, dass bei Musil die Möglichkeiten nicht nur unerschöpflich sind, sondern mithilfe von Möglichkeitssinn jederzeit neue Möglichkeiten geschaffen werden können. Diese Annahme ist, wie Quentin Meillassoux in *Trassierungen* schreibt, selbst für ein modernes Verständnis radikal:

Wenn die Modernität üblicherweise, nach einem Ausdruck von Koyré, als Übergang von der geschlossenen Welt zum unendlichen Universum betrachtet wird, bricht die Modernität in einem wesentlichen

22 Vogl, 2008, S. 63.

23 Ebd.

Punkt trotzdem nicht mit der griechischen Metaphysik: Die Welt, endlich oder unendlich, bleibt von einem Gesetz regiert – d.h. vom Ganzen, dessen eigentliche Bedeutung darin besteht, die Zeit einer Gesamtheit von Möglichkeiten unterzuordnen, die sie nur verwirklichen, aber nicht verändern kann.²⁴

Der Fall Moosbrugger zeigt beispielhaft, wie Gesetze den Gang der kakanischen Welt weder regieren noch angemessen erkennen. Das Ganze verschwindet in den Lücken der Wahrnehmbarkeit, des Sag- und Verstehbaren und hinterlässt nichts als die unendliche Fülle von Möglichkeiten. Nach Leibniz' Definition ist das logisch Mögliche, das, was widerspruchsfrei gedacht werden kann.²⁵

Musils Roman fußt aber gerade auf vereinten Widersprüchen. Ulrich zum Beispiel, der erklärte »Mann ohne Eigenschaften«, steht gleichzeitig für mindestens drei Berufswege und noch einige weitere Perspektiven. Und auch Moosbrugger ist weder zurechnungsfähig noch unzurechnungsfähig und vielleicht beides gleichzeitig. Die Parallelaktion ist aktiv, sogar wirksam und bleibt doch verwirklicht sie nichts, sie kann sich auf keinerlei Projekt, Vorhaben oder Idee festlegen.

Das Prinzip des unzureichenden Grundes steht in einer Wechselwirkung zu der spezifischen und problematischen Beziehung von Bestimmung und Bestimmbarkeit, das bekanntlich die Hauptschwierigkeit Kakaniens ausmacht, ja sogar den Untergang der Doppel-Monarchie bedingt.²⁶ Die Bestimmung des widerspruchsfrei

24 Meillassoux, Quentin, *Trassierungen*, Berlin 2018: Merve, S. 150.

25 Vgl. Deibler 2003 »Somit ist das kontingent Mögliche, das kompatibel ist mit Gott, zusammen mit dem Bloßmöglichen, das inkompatibel ist, insgesamt das logisch Mögliche, also widerspruchsfrei Denkbare« S. 143.

26 »Man stelle sich ein Eichhörnchen vor, das nicht weiß, ob es ein Eichhorn oder eine Eichkatze ist, ein Wesen, das keinen Begriff von sich hat, so wird man verstehen, daß es unter Umständen vor seinem eigenen Schwanz eine heillose Angst bekommen kann; in einem solchen Verhältnis zu einander befanden sich aber die Kakanier und betrachteten mit dem panischen Schreck von Gliedern, die einander mit vereinten Kräften hindern, etwas zu sein. Seit Bestehen der Erde ist noch kein Wesen an einem Sprachfehler gestorben, aber man muß wohl hinzufügen, der österreichischen und ungarischen österreichisch-ungarischen

Denkbaren greift in der Welt des PDUG nicht mehr. Hier werden Oppositionen wie Wahn und Vernunft invertiert, sie erscheinen ineinander verschlungen und müssen damit zugleich gedacht werden, obwohl sie sich logisch ausschließen. Inkompossibles besteht gleichzeitig, Geschehnisse gabeln sich und laufen parallel nebeneinander her, ohne dass irgendein Gesetz sie wieder zum Ganzen totalisieren könnte. Es bildet sich »eine vielfach abbiegende und mannigfach gestützte Kette«, deren Glieder »bis zum Gegensatz voneinander verschieden, und doch durch einen vom einen ans andere anklingenden Zusammenhang verbunden werden.« Gerade im Zugleich-Bestehen, in der Verbundenheit von Widersprüchen, die weder klar geschieden noch vereint sind, liegt die »volle Ganzheit des Lebens.« (MoE 1225) Eine lebendige, wandelbare und unkontrollierte Ganzheit also, die mit Gesetzen der Logik nicht gefasst werden kann.²⁷

Diese Wirklichkeit jenseits der schlichten Notwendigkeit und der bloßen Kausalität gleicht dem Spiel, wie Heidegger es am Ende seiner Vorlesungen zum *Satz vom Grund* fasst, als permanente Schöpfung, nicht als Kalkül: »Vielleicht müßte man den Leibnizschen Satz: Cum Deus calculat fit mundus, gemäßer übersetzen durch: Während Gott spielt, wird Welt.«²⁸

Doppelmonarchie widerfuhr es trotzdem, daß sie an ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen ist.« (MoE 451).

27 Nach Heideggers Auffassung ist die Überlieferung von Logos in Vernunft und Grund nicht wortgetreu. Neben dem Rationalen und Berechnenden bedeutet *logos* auch »sammeln, eines zum anderen legen« und »Relation, Beziehung«, die sagend zum Vorschein gebracht wird. In einem solchen Sinn ist Musils lebendiges Ganzes durchaus dem *logos* folgend strukturiert. Vgl. Heidegger, Martin, *Der Satz vom Grund*, Stuttgart 1957 (9. Auflage 2006): Klett-Cotta, S. 178f.

28 Ebd., S. 186.

Ethik der Statistik

Das Fehlen zureichender Gründe betrifft nicht nur den Einzelnen, es korreliert mit einer Disziplin der exakten Wissenschaften, die Ereignisse unabhängig von ihren Ursachen betrachtet, und das ist die Statistik.

Musil hatte sich ausführlich mit Zufallstheorien seiner Zeit auseinandergesetzt.²⁹

Interessiert haben ihn sicherlich die Nüchternheit der Betrachtung von Erscheinungen, die nicht allein Ideale und moralische Ansprüche aussparen, sondern auf einer »spezifischen Entkoppelung von Vorfällen und Ursachen, von Begebenheiten und Gründen, von Ereignis und Kausalität« basiert.³⁰ Damit gewinnt die Statistik eine Lebensnähe, die traditionellen Formen logisch geprägter Weltbetrachtung nicht eigen ist. Und sie erlaubt es, im Zusammenspiel von Ereignissen, die für sich betrachtet alle kontingent sind, eine allgemeine Ausrichtung oder Tendenz des Ganges der Welt abzulesen. Denn es zeigen sich »erstaunliche Regelmäßigkeiten, die Eheschließungen, Geburten und Todesfälle seit dem 18. Jahrhundert« aufweisen.

Diese Berechnung und Prognose von Möglichkeiten erfasst nicht nur regelmäßig auftretende Ereignisse, sondern auch das scheinbare Gegenteil statistischer Daten: auch Unfälle lassen sich in die Ordnung der Zahlen überführen. »Die Unfälle sind vorhersehbar, versicherbar, kalkulierbar«,³¹ schreibt François Ewald in seinem Buch *Der Vorsorgestaat*.

29 Vgl. Albrecht, Andrea; Bomski, Franziska, »Mathematik, Logik, Geometrie, Wahrscheinlichkeitstheorie«, in: Nübel, Wolf 2016, S. 510–516, hier: 512.

30 Schäffner, Wolfgang, »Das Trauma der Versicherung«, in: Mülder-Bach, Inka (Hg.) *Modernität und Trauma*, Wien 2000: Universitätsverlag Wien, S. 104–120, hier: 104.

Schäffner beschreibt in seinem Beitrag allerdings nicht nur, wie die Versicherung statistische Daten als Berechnungsgrundlage verwertet. Am Beispiel des Renten-Neurotikers expliziert er außerdem, wie durch bestimmte Versicherungspraxen das Auftreten von Symptomatiken gelenkt wird.

31 Ewald, François, *Der Vorsorgestaat*, Frankfurt a.M. 1990: Suhrkamp, S. 17.

Damit entsteht ein bemerkenswertes Verhältnis von Wirklichkeit und Möglichkeit, das auf die Chronologie von Geschehnissen wirkt, indem Linearität unterbrochen und Zeitschichten verschränkt werden. Die Ereignisse sind als zukünftige bereits präsent, bevor sie sich ereignen, ihr mögliches Eintreten ist als Prognose schon vorweggenommen, sie sind zu erwarten. Andererseits ist jedem Unfall ein starkes Moment des Unvorhersehbaren inhärent. Jeder einzelne Unfall kommt unerwartet; er durchbricht den Lauf des Erwarteten, hält ihn auf und gibt ihm eine Wendung. Das wirklich eintretende Ereignis erscheint damit in einer Spannung von Nachträglichkeit und Erwartung, von allgemeiner Vorhersehbarkeit und spezifischer Überraschung. Es verwirklicht eine Erwartung, die aufgrund vergangener Durchschnittswerte für die Zukunft gebildet wurde und fließt zugleich selbst in eine weitere Vorhersage für die Zukunft ein. Der Unfall ist damit nie ganz gegenwärtig, er wird erwartet, kann aber als geschehener nur im Nachhinein konstatiert und in seinen numerischen Konsequenzen beachtet werden.

Diese Spannung ist im *Mann ohne Eigenschaften* konstitutiv; gleich das berühmte erste Kapitel des Romans, behandelt einen Unfall, der sich, vor Einsetzen der Handlung, soeben ereignet hat. Und auch Moosbrugger hat zum Zeitpunkt, als er in die Romanhandlung tritt, bereits gemordet, obgleich man, wie der Erzähler ironisch konstatiert, »bereits so nahe daran [ist], durch bestimmte Einflüsse allerhand entartete Zustände verbauen zu können wie einen Wildbach.« (MoE 252)

Aber die Statistik begnügt sich eben vordergründig damit, die Erscheinungen zahlenmäßig zu erfassen und strebt nicht danach sie zu ändern, wobei gerade diese Haltung einen Beitrag dazu leistet, »eine Moral, die seit zweitausend Jahren immer nur im kleinen dem wechselnden Geschmack angepaßt worden ist, in den Grundlagen der Form zu verändern und gegen eine einzutauschen, die sich der Beweglichkeit der Tatsachen genauer anschmiegt.« (MoE ebd.)

Dabei ist es nicht unwichtig, dass die Statistik sich nicht allein den realen Tatsachen widmet, sondern auch die möglichen Geschehnisse berücksichtigt, man könnte auch sagen, entwirft, und damit ein Feld eröffnet, das sich zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit aufspannt. Dieser Bereich ist das Feld der Wahrscheinlichkeit. Hier wird die Di-

chotomie von real und fiktiv verabschiedet, die Grenzen verwischen, nicht zuletzt deshalb, weil aus Sicht der Wahrscheinlichkeit »Ereignisse nur dann als wirklich erachtet werden können, wenn sie genügend wahrscheinlich sind,«³² der Bereich des Realen also durch den Bereich des Möglichen präfiguriert wird. Wodurch die Wirklichkeit nicht nur verschoben, sondern auch unendlich erweitert werden kann, wenn sie selbst die »noch nicht erwachten Absichten Gottes« (MoE 16) berührt.

In seinem Büchlein *Was ist Wirklichkeit?* beschäftigt Giorgio Agamben sich mit dem Physiker Ettore Majorana und dessen 1942 postum erschienenen Aufsatz »Die Bedeutung statistischer Gesetze in der Physik und den Gesellschaftswissenschaften.« In diesem konstatiert Majorana, dass bei der Betrachtung komplexer Systeme ein absoluter Determinismus verabschiedet werden muss. Denn die statistische Betrachtung macht keine Aussagen über Wirklichkeiten, sondern über Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten. Die »formale Ähnlichkeit« beider Bereiche, der Physik und Sozialwissenschaft, die »nicht größer sein könnte,«³³ führt zu der Annahme, dass in beiden Bereichen Vorhersagen über Zustandsänderungen möglich sind, ohne die spezifischen einzelnen Konfigurationen zu kennen oder beschreiben zu können. Doch nicht nur das: darüber hinaus gilt für die Physik wie für die Sozialstatistik, dass die Beobachtung nie objektiv erfolgt, sie immer eine »zeitlich begrenzte Störung« ausübt. »Das Resultat einer jeden Messung scheint daher eher den Zustand zu betreffen, in den das System im Verlauf des Experiments überführt wird, als den unerkennbaren Zustand, in dem es sich befand, bevor es gestört wurde.«³⁴

So eignet der Tätigkeit statistischer Beobachtung eine Verantwortung, die vom Bereich des Wahrscheinlichen aus direkt auf die Wirklichkeit einwirkt, Tatsachen nicht nur erfasst, sondern erzeugt.

Leo Fischel hat Vorbehalte gegen den Begriff des »wahren«, und auch Ulrich zufolge begannen im Zeitalter statistischer Welterfassung

32 Schöffner 2000, S. 113.

33 Majorana, Ettore, »Die Bedeutung statistischer Gesetze in der Physik und den Gesellschaftswissenschaften« in: Agamben 2020, S. 73.

34 ebd. S. 77f.

»nach und nach der ›wahrscheinliche Mensch‹ und das ›wahrscheinliche Leben‹ anstelle des ›wahren‹ Menschen und Lebens emporzukommen.« (MoE, 1209) Entsprechend wurde Musils Schreibverfahren als »Poetologie der Statistik«³⁵ bezeichnet.

Die Entwicklung vom Wahren zum Wahrscheinlichen wird im Roman problematisiert und differenziert. Die Betrachtungsweise bleibt von einer Spannung zwischen Einzelheiten (»Eigenschaften ohne Mann«) und dem Unpersönlichen (»Mann ohne Eigenschaften«) getragen. Ulrich schildert Diotima gegenüber:

Alles hat Anteil am Allgemeinen, und noch dazu ist es besonders. Alles ist wahr, und noch dazu ist es mit nichts vergleichbar. Das kommt mir so vor, als ob das Persönliche eines beliebigen Geschöpfes gerade das wäre, was mit nichts anderem übereinstimmt. Ich habe Ihnen früher einmal gesagt, daß in der Welt desto weniger Persönliches übrigbleibt, je mehr Wahres wir entdecken, denn es besteht schon lange ein Kampf gegen das Individuelle, dem noch mehr Boden abgenommen wird. Ich weiß nicht, was zum Schluß von uns übrig bleiben wird, wenn alles rationalisiert ist. Vielleicht nichts, aber vielleicht gehen wir dann, wenn die falsche Bedeutung, die wir der Persönlichkeit geben, verschwindet, in eine neue ein wie in das herrlichste Abenteuer. (MoE 572)

Trotz der utopischen Aufladung der absoluten Rationalisierung, wird Durchschnittlichkeit von Ulrich wie dem Erzähler durchaus nicht nur positiv betrachtet. Im Gegenteil richtet sich Ulrichs Interesse darauf, gerade durch Annäherung an das Durchschnittliche das Besondere zu erreichen, in seiner neuen Bedeutung. Den Mittelwert selbst sieht er als »Altersform eines Kräftesystems« und kritisiert an ihm den »Verlust an ethischer Kraft«, der mit der »Erstarrung« (MoE 251) einhergeht.

35 Vgl. Albrecht, Bomski 2016, S. 512. Dillmann, Martin, *Poetologien der Kontingenz*, Köln u.a. 2011: Böhlau, S. 91-161. Zum Wahrscheinlichen als mathematisch berechenbares und als Schein des Wahren und seinem Verhältnis zur Wirklichkeit wie zum Sinn vgl. Campe, Rüdiger, *Spiel der Wahrscheinlichkeit*, Göttingen 2002, Wallstein, vor allem S. 9-11 und 212.

Und tatsächlich scheint die Welt der Rationalisierung, deren angemessene Methode die Statistik ist, kein Neues zuzulassen und somit der Erschöpfung, der Entropie zuzustreben. Doch mit Majorana besitzt gerade die Statistik eine ethische Kraft, wenn sie sich nicht auf die Beobachtung beschränkt, sondern anerkennt, »dass eine ebenso einfache, unsichtbare und unvorhersehbare Lebensstatsache [wie der Zerfall eines einzelnen Atoms, N.I.] am Ursprung menschlicher Ereignisse steht.«

Dann ist die Statistik in der Lage, dem besonderen Ereignis seine Bedeutung beizumessen und die Konsequenzen aus ihm zu ziehen, indem sie es als »konkretes Zeugnis von der Wirklichkeit«³⁶ interpretiert.

An dieser Stelle kommt die Unterscheidung von Zufall und Kontingenz zum Tragen. Die Statistik des Zufalls ist tatsächlich allgemein, sie operiert mit der Beliebigkeit der großen Zahlen und erkennt dem Einzelfall keine Bedeutung zu. Zufall herrscht dort vor, wo »ein Universum möglicher Fälle gegeben ist, in welchem das numerische Kalkül stattfinden kann.«³⁷ Dieses Universum geht also im Prinzip von einem Determinismus aus, von absolut gültigen Gesetzen. Das Paradebeispiel, um Zufall zu veranschaulichen, ist das des Würfelwurfes, dessen Ergebnisse endlich sind und deren Auftreten berechenbar ist.³⁸ Kontingenz dagegen operiert nicht mit einem endlichen Horizont möglicher Welten, sondern ist für Meillassoux radikal. *Alles* kann immer anders sein, nichts ist notwendig, als die Kontingenz selbst.

Im *Mann ohne Eigenschaften* liegt in der Emphase auf den Begriff der Möglichkeit eine Hoffnung auf Erlösung von starren Gesetzmäßigkeiten, die auf den bloßen Durchschnitt zulaufen. Zwar »ruht auf diesem Gesetz der großen Zahl die ganze Möglichkeit eines geordneten Lebens«, doch ist mit Meillassoux keineswegs sicher, was Ulrich Gerda prophezeit:

[G]äbe es dieses Ausgleichsgesetz nicht, so würde in einem Jahr nichts geschehen, während im nächsten nichts sicher wäre, Hungersnöte

36 Agamben 2020, S. 81.

37 Meillassoux, Quentin 2017, S. 145.

38 Vgl. zum Würfelspiel Agamben 2020, S. 37-47.

würden mit Überfluß wechseln, Kinder würden fehlen oder zu viele sein, und die Menschheit würde zwischen ihren himmlischen und höllischen Möglichkeiten von einer Seite zur anderen flattern wie kleine Vögel, wenn man sich ihrem Käfig nähert. (MoE 489)

Dass Musil durch Ulrich im Zusammenhang mit der Gesetzmäßigkeit vom Käfig spricht, zeigt, dass er sich mit ähnlichen Problemen beschäftigt wie Majorana und wie Meillassoux fast ein Jahrhundert später. Gegen Humes Einwand, der (wie Ulrich) annimmt, dass etwa Naturgesetze, wenn sie kontingent wären, häufig wechseln würden, macht Meillassoux gerade den Anti-Probabilismus stark. Da es seiner Meinung nach

nicht richtig ist, von der Kontingenz der Gesetze auf die Häufigkeit ihrer Veränderung zu schließen. Es ist also nicht absurd, dass die aktuellen Konstanten ganz ohne Notwendigkeit dieselben bleiben, da der Begriff der möglichen und selbst chaotischen Veränderung (ohne Grund) von jenem der häufigen Veränderung getrennt werden kann: *Kontingente und stabile Gesetze sind von nun an jenseits jeder Wahrscheinlichkeit denkbar.*³⁹

Meillassoux geht also, anders als Majorana, davon aus, dass eine probabilistische Betrachtung deterministisch ist, dass sie Gesetze beschreibt und nichts weiter. Anders als in Meillassoux' Annahme, wo die kontingenten Ereignisse trotz statistischer Beobachtung oder unabhängig von dieser stattfinden, geht Majorana davon aus, dass gerade die statistische Erfassung der Wirklichkeit auf einmalige Ereignisse einwirken, sie hervorrufen oder verhindern kann. Beide Denker stimmen aber darin überein, dass unvermittelt, und ungeachtet ihrer geringen Wahrscheinlichkeit, radikal neue Situationen entstehen können.

Insofern liegt es nahe, dass auch Ulrich, wenngleich er die Existenz eines »Käfigs« der Gesetzmäßigkeit anzunehmen scheint, sein »Warten [...] auf die Gelegenheit des Ausbruchs« (MoE 356) an einer ähnlichen

39 Meillassoux 2017, S. 147 Hervorhebung im Original. Vgl. zu Humes Problem auch S. 171f.

Hoffnung orientiert, der Hoffnung, dass die Statistik eben keine Disziplin der Notwendigkeit ist, dass sie vom Wahrscheinlichen kommend (dem Bereich des Fiktionalen also), das Wirkliche nicht nur akkurat abbildet sondern auch gestaltet.

Vorläufig macht Ulrich den Versuch, – zunächst allein, später mit seiner Schwester gemeinsam – dem Ideal der Durchschnittlichkeit im Seinesgleichen die Teilnahme zu verweigern, indem er sich jeglicher aktiver Handlung enthält. Er wartet auf das Besondere.⁴⁰ Sein Passivismus geht von der Beobachtung aus, dass jegliches Ereignis, selbst das extremste zur Durchschnittlichkeit beiträgt, wenn es deterministisch gesehen wird. Obwohl im *Mann ohne Eigenschaften* die Frage im Raum steht, ob Moosbruggers Mord vielleicht eine solche »Lebenstatsache«⁴¹ ist, die zum ungeahnten Ereignis führt, verlegt sich Ulrich nicht darauf, ein Auslöser sein wollen. Er nimmt die Position des Beobachters und Interpretieren ein, der das Ereignis als solches erst wirksam macht. Gerade der Verzicht auf Handlung, zugunsten der Deutung und Bedeutung wird daraufhin untersucht, ob er zu einer ungekannten Intensität führen könnte.

Ulrich entwirft auch eine passende Methode, in der die probabilistische Annahme fester Begriffe der Realität infinitesimal erweitert und damit subvertiert wird. Die »Utopie der Exaktheit« (MoE 247) ist ein lebenspraktisches Unterfangen, das von vornherein widersprüchlich erscheint, und von dem ungewiss bleibt, ob und wie es sich realisieren ließe. Die »phantastische Genauigkeit« ist wesentlich gekennzeichnet von der Ablehnung konventionellen Verhaltens. Sie legt »die festen Verhältnisse des Inneren, welche durch eine Moral gewährleistet werden«

40 Vgl. Andrea Erwigs Einschätzung des Wartens. Schwebend zwischen »Suchen und Finden, Möglichkeit und Wirklichkeit, Anfang und Ende, Aufmerksamkeit und Zerstreuung sowie (unwillkürlichem) Erinnern und Vergessen erscheint das Warten in der deutschsprachigen Literatur der Jahrhundertwende [des 19. zum 20. Jahrhunderts, N.I.] nicht mehr nur als negativer Zustand, der überwunden werden soll, sondern gibt sich zugleich als produktive Fähigkeit oder Haltung zu erkennen, die es auf Dauer zu stellen gilt.« Erwig, Andrea, *Waiting Plots. Zur Poetik des Wartens um 1900*, München 2018: Fink, S. 90.

41 Agamben 2020, S. 81.

(MoE ebd.) ab. Dadurch geht die Exaktheit eine »paradoxe Verbindung von Genauigkeit und Unbestimmtheit ein«, deren allererster Schritt die radikale Reduktion ist. Das exakte Leben

hieß also ungefähr so viel wie schweigen, wo man nichts zu sagen hat; nur das Nötigste tun, wo man nichts Besonderes zu bestellen hat; und was das Wichtigste ist, gefühllos bleiben, wo man nicht das unbeschreibliche Gefühl hat, die Arme auszubreiten und von einer Welle der Schöpfung gehoben zu werden! Man wird bemerken, daß damit der größere Teil unseres Seelenlebens aufhören müßte, aber das wäre ja vielleicht auch kein so schmerzlicher Schaden. (MoE 246)

Musils Literatur bewegt sich permanent zwischen den beiden Polen der äußersten Präzision und der Unbestimmtheit im Sinne der Nicht-Notwendigkeit. Während er an der Statistik ihre Fähigkeit würdigt, dem Fehlen zureichender Gründe Rechnung zu tragen, besteht ihr Mangel darin, dass sie mit Bildung eines Durchschnittswertes die Individualität jedes Einzelfalles verschwinden lässt. Auch Moosbruggers Fall gerät, nach dem Aufsehen, das er zunächst erregt, bald in Vergessenheit. »Man vergaß Moosbruggers Namen, man vergaß die Einzelheiten« (MoE 532). Erst die deutende Betrachtung des probabilistischen Versuchs erzeugt seinen Sinn. Sie gibt der Statistik ihre Ethik und macht sie zu einer »besondere[n] Kunst.«⁴²

Es gibt also zwei Umgangsweisen mit der Statistik. Deren erste fasst die Phänomene, mit denen sie sich auseinandersetzt, als gegebene. Sie sieht sich unveränderlichen Gesetzen unterworfen. Die Werte, die sie erzeugt, verteilen sich dann notwendig auf eine bestimmte Weise und werden von der Statistik nur aufgezeichnet. Sie können für Prognosen gebraucht werden, immer aber unter dem Anspruch der Objektivität. Messung und Wirklichkeit sind einander äußerlich und gehen kein Verhältnis ein. Diese Werte verändern zu wollen, obliegt daher anderen als den Statistikern, die scheinbar in gar keiner Beziehung zu den erzeugten Messungen stehen. In diesem Umgang mit der Statistik bleibt kein Raum für Singuläres, es geht um Normalstreuungen und

42 Ebd.

den Durchschnitt. Handlung spielt daher keine wesentliche Rolle; im Gesetz der großen Zahlen verschwindet jede Aktion, und sei sie noch so extrem, im Mittelwert, der sich durch sie nicht verschiebt (schließlich gibt es ja Ausreißer in alle Richtungen). Auf diese Weise wird die Beobachtung von Systemen zu einer passiv-passivistischen Haltung, die sich den Tatsachen ausgeliefert sieht, ohne diese ändern zu können – oder auch nur zu wollen, denn wer weiß, welches Chaos dann ausbräche?

Die zweite Betrachtungsweise dagegen basiert auf der Anerkennung, dass die Beobachtung selbst einen Einfluss auf das System ausübt, dass die Aufmerksamkeit, die den Erscheinungen gezollt wird, in der Lage ist, diese zu etwas anderem zu machen, deren Verhalten und Verhältnisse zu verändern. So wird die Statistik zu einer aktiv-passivistischen Disziplin. Aktiv deshalb, weil sie auf die Außenwelt wirkt; passiv, weil sie dies nicht durch direkte Handlung versucht, sondern durch neutrale aber intensive Beobachtung, Messung und Beschreibung. So gesehen erhält das scheinbar festgelegte einen Spielraum, Unerwartetes kann und wird sich einstellen und bemerkt werden. Die zahlenmäßige Erfassung erschöpft sich nicht im Bilden des Durchschnitts, sondern wird zu einer verantwortungsvollen Aufgabe. Die Messung ist nicht mehr nur machtloses Zählen sondern geschieht im Bewusstsein, als Katalysator für Ereignisse wirken zu können.

Auf der Grenzlinie vom Allgemeinen, Vorhersehbaren und dem Einmaligen, Unerwarteten formt Musils Romanprojekt eine »Poetologie der Statistik,«⁴³ die sich dem Gesetz der großen Zahlen hingibt, ohne diese als kausale Notwendigkeit zu erachten. Die Literatur schließt Einzelheiten und Einzelfällen nicht aus, sondern beachtet diese, ohne sie »wieder in Subjektivität auf[zulösen]« (MoE 254) und damit die Illusion einer von Einzelinteressen bewusst gesteuerten Welt zu erzeugen.

Ein Schreiben, das sich an motivischen Zusammenhängen ausrichtet, sie komponiert und von ihnen getragen wird, ist eine Interpretation des Wahrscheinlichen und eine Erzeugung von Wirklichem. Die schreibende Beobachtung von Komplexität, deren aktiv-passivistische Erfassung besteht in der intensiven und unvoreingenommenen Auffassung

43 Vgl. Albrecht, Bomski 2016, S. 512.

der Erscheinungen, ihrer Notation und ihrer Interpretation, die sowohl das Singuläre wie das Allgemeine betrifft. Dieses Aufzeichnen ist nicht unbeteiligt, es erzeugt und verteilt Sinn. Erst durch diese Betrachtung erhält das Beobachtete seine Bedeutung, nur so wird es wirksam. Eine solche passivistische Praxis der Statistik und der Literatur erweckt deren ethische Dimension, als Kunst, die Wirklichkeit formt und deren Sinn interpretiert.

